

Während der Jagdaison versammelte Frau von Rosen stets auf ihrer Besitzung Belvedere in der Nähe von Genant ein Schwarm junger Mädchen und Frauen, Bewohnerinnen der umliegenden Schlösser, Pensionsfreundinnen ihrer Tochter, um sich. Man spielte am Tage Lawn-Tennis, tanzte eine Cerimonie des Abends, stellte Escaraden oder führte kleine spanische Lustspiele auf. Unter ihren Gästen befand sich auch der Graf Michael Semenov, der erst kürzlich nach Frankreich gekommen und der Mittelpunkt dieses Kreises war. Ein vortrefflicher Tänzer, ein vortrefflicher Spieler, ein vortrefflicher Jäger, ein vortrefflicher Liebhaber, ein vortrefflicher Mann, ein vortrefflicher Herr, der alles wußte und alle Welt kannte, bei Frau von Rosen angedeutet, daß Semenov nach Frankreich gekommen sei, um sich zu verheirathen, da entspann sich ein wahrer Wettkampf unter den anwesenden Damen um den jungen Russen. Eine wahre Fluth von Toiletten begann ihn zu umrauchen.

Wahrscheinlich sein Auge richteten, traf ihn ein bezauberndes Lächeln, ein feuernder Blick. Aber sonderbar, keine dieser blendenden Erscheinungen vermochte ihn zu fesseln! Er blieb auch der Schönsten gegenüber etwas kalt. Vielleicht suchte er trotz seines eigenen großen Vermögens eine sehr reiche Verbindung, und alle diese Partien mit einigen hunderttausend Francs. Mißgünstig nahm er zu urtheilend.

Eines Morgens um Michael Semenov im Park von Belvedere spazieren. Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die schon gelblichen Blätter der Bäume und tauchte sie in ein Meer von süßlichem Licht, daß ihre Kronen gleich feurigen Garben leuchteten. Die Allen gleichen weiten Galerien eines in Flammen stehenden goldenen Palais. Welch ein Rahmen für einen Liebestraum!

Um dem erhabenen Eindruck, den Michael empfand, noch einen besondern Reiz hinzuzufügen, nahm er einen Brief aus seiner Tasche, um ihn, langsam dabei schreitend, immer und immer wieder zu lesen. Wühlend hörte er ganz in der Nähe zwei frische Stimmen abwechselnd Verse sprechen. Zuerst ein kleines Mädchen, eine Fabel von Lafontaine unklar besagend; dann eines jungen Mädchens, das ihn verbeirrte.

„Das ist nicht richtig, Jean!“ sagte es, „Du betrost schlecht und sprichst ohne Gefühl. Dente, wenn ich Dich verlassen müßte, dann würde Dir doch auch das Herz schwer sein, und Du würdest nicht so gleichgültig sagen: Was willst du thun? Verlassen Deinen Bruder thun? Die Trennung ist das größte Leid: für Dich nicht, Graf Semenov!“

Dieses „Graf Semenov“ wurde so allerseits von dieser Stimme gesprochen, daß Michael fröppig stehen blieb und einige Minuten, bevor er sich bewegte, wartete. Der Knabe hatte inzwischen seine Recitation fortgesetzt. Michael ging einige Schritte weiter und bemerkte, gegen einen Baum gehehrt, ein junges Mädchen, dessen Gesicht ihn an das der von Goethe modernisirten Frauengestalten Watteaus erinnerte; sie trug ein marineschwarzes Kleid und einen tief in den Nacken geraden Mäntelchen. Mit seinen feinen, unregelmäßigen Zügen, dem kleinen Mund, auf dem ein Lächeln zu haften schien, und den glänzenden Augen war es mehr ungewöhnlich als hübsch zu nennen.

Michael übertrug bei ihrem Anblick ein eigenhümliches Gefühl, welches er sich nicht zu deuten wußte. Es war weder Liebe noch Bewunderung, auch nicht Freundschaft; doch war es sicherlich eine ihm unerklärlich Zuneigung, die ihn zu dem jungen Mädchen hingog. Er trat näher und sagte glücklich:

„Gefallen Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen eine Bewunderung ausspreche! Sie sprechen Verse zum Entzücken!“

„Man sieht wohl, mein Herr“, erwiderte sie, „daß Sie noch nicht meine Freundin Allir gehört haben! Bei unseren Aufführungen im Kloster spielte sie immer die Prinzessinnen und ich die Vertraute.“

„Fräulein A. o. mu, recht glücklich sein, eine Freundin wie Sie zu haben.“

„O, ich gehe bald fort und kehre wieder in unser Kloster zurück.“

„Für lange Zeit?“
„Für immer!“
Sie wollen den Schierer nehmen, und Ihre Eltern widersehen sich dem nicht?“ rief der Graf.
„Ich habe keine Eltern mehr und von meinen Geschwistern nur hier noch meinen kleinen Bruder. Eine meiner Schwestern hat sich erboten, ihn zu erziehen, und ich stelle mich dem lieben Gott zur Verfügung.“

„Sie werden mich ein wenig selbst finden“, sagte der Graf, nachdem er einige Augenblicke das junge Mädchen sinnend betrachtet hatte, „aber Sie wissen, wir Russen sind noch ein wenig unzulässig und verstehen wenig, Umstände zu machen. Ich habe einen Freund, welcher sich zu vermählen wünscht; er befindet sich aber in einer Situation, in der er nicht um die Hand eines reichen jungen Mädchens in hoher Lebensstellung anhalten kann. Er will eine Witwe ohne Vermögen, die hübsch und klug genug ist, ihren Platz im Salon auszufüllen, von adliger Geburt, damit seine Heirath nicht das Aussehen einer Resalliance habe, ferner die gutmüthig genug ist, um ihm im Voraus zu verzichten, daß er ihr mit seinem Namen nicht auch sein Herz geben kann.“

„Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Graf!“ bemerkte Sylvanette.

„Sie werden mich segleich verstehen, wenn Sie mir sagen, ob Sie aus innerer Neigung barmherzige Schmeieler werden wollen.“

„Durchaus nicht; aber ich ziehe das Kloster dem traurigen Leben, welches ich als elternlose Witwe in der Welt führen würde, vor.“

„Nun wohl, mein Fräulein, wollen Sie von Ihrem Gatten einen Namen, eine Stellung, ein Vermögen, — aber nur das und nichts weiter als das. Mein Freund ist aus diplomatischen, politischen Gründen gezwungen, sich zu vermählen, und zwar zu vermählen, ohne der Gatte seiner Frau sein zu können.“

„Wohl weil er eine Andere liebt?“ fragte Sylvanette.

„O, über die Frauen!“ rief der Graf. „Die Naivste findet gleich die Lösung des Räthsels. Nun Sie ungehörig die Wahrheit errathen, willken Sie ein, meinen Freund zu heirathen?“

„Es wäre nothig, ihn erst zu kennen.“

„Ehen Sie mich an!“

„Sie, Herr Graf?“

„Leider, ich selbst.“

„Ich gestehe, daß ich auf einen solchen Antrag nicht vorbereitet war.“

„Wollen Sie ihn erlösen?“

„Wenn Sie erlauben!“

„Das ist Ihr Recht; ich erbitte mir nichts als Schweigen.“

Der Graf verbeugte sich tief und ließ Sylvanette bestürzt und unentflossen zurück.

Einige Tage später vernahmte die Gatte der Frau von Rosen zu ihrem größten Erstaunen die Nachricht von der Verlobung der kleinen Klosterklosterin mit dem so viel umworbenen Grafen Michael Semenov. Die Vermählung wurde mit großer Pracht in der Kirche St. Madelaine gefeiert. Der russische Gesandte ludete an Stelle des Vaters die Witwe zum Altar. Alle Welt war erstaunt, Sylvanette nicht holzer, glücklicher zu sehen. Sie schien so bewegt und eingeschüchtert und zerschallte fast in Thränen, als sie vor der Axt ihres kleinen Bruders umarmte und küßte. „Die Trennung ist das größte Leid“, dachte Michael, und für ihn sollte dies Leid jetzt endigen. Er sollte die Fürstin Schenberga, die angebetete Frau, deren Hebe diese unwahrscheinliche Heirath gefordert, wiedersehen. Ehrerbietig ließ er die neue Gräfin Semenov in ihren Sleeping, getrennt von dem feinen, feigen und wünschte ihr mit einem respektvollen Handkuß eine gute Nacht.

Der Winter slog schnell dahin. Alles schien im Hause des Grafen Semenov aufs Beste. Sylvanette behandelte ihren Gatten wie einen älteren Bruder. Sie ging immer leiter mit ihm in Gesellschaft und umgab ihn mit stets gleicher Sanftmuth im Hause.

Seit einer Woche weilten Beide als Gäste auf dem Schlosse der Fürstin Schenberga. Der General, ihr Gemahl, überhäufte Sylvanette mit Aufmerksamkeit. Er ließ für sie aus Frankreich stets Früchte und Blumen, besonders Nelken kommen, die diese ollen anderen vorzog. Gleich sie doch in ihrem mit ausgezackten Rüschen garnirte rosa Peking-Kleid einem Strauß dieser lieblichen Blumen. O, dieser Kopf mit dem dunklen, glänzenden Augen und dem räthselhaften Lächeln! Wie oft Michael wider Willen an ihn dachte! Ja, der schöne Semenov, der Sieger, fühlte sich dieser kleinen Fräulein gegenüber zaghaft und er wagte nicht, zu sprechen. Endlich eines Morgens sagte er Muth. Die kleine Gräfin erschien im Park.

„Guten Morgen, Sylvanette!“ sagte er. „Ich habe Dich etwas zu fragen.“
„Sie sah ihn erstaunt an und setzte sich zu ihm an den Rand des Teiches. Der Schatten großer Lärchenbäume, die das Ufer umsäumten, bedeckte ihre Köpfe. Dennoch behielt sie ihren Sonnenschirm, der ihre Gesicht wie ein leichter Kranz umgog, aufgespannt in der Hand. „Sage, Sylvanette, kürnst Du mich?“

„Ich kürnen? Warum?“

„Weil Du nicht in der Ehe das Glück gefunden hast, welches ein so hübsches, liebenswürdiges Geschöpf zu finden verdient hätte.“

„Du hast mich nicht geküßt; Du

hast mir nichts als ein Geschäft vorgebracht, und ich habe es angenommen. Wir adten Beide unser Wort, und Keiner hat dem Andern einen Vorwurf zu machen.“

„Ich habe Dich nicht geküßt“, sagte er zögernd, „mit treu zu sein. In dessen weil Du meinen Namen trägt, wäre es mir peinlich, lächerlich zu werden.“

„Das wirst Du niemals, Michael, ich verleihere es Dir. Ist vielleicht der Fürst von Schomberg lächerlich?“

„Das ist etwas anderes!“

„Eine gute Ausflucht, wenn man nichts Besseres zu antworten weiß!“ erwiderte sie, ihrem Bouquet einige Blüten entziehend. „Warum ist das etwas anderes? Der Fürst liebt seine Frau, das ist der einzige Unterschied. Sie ist also viel schuldiger, als ich es sein würde, wenn —“

„Aber auch ich liebe meine Frau!“ sagte Michael leise und eröthend.

Sylvanette brach in ein helles und übermüthiges Lachen aus. „Aber Michael, am frühen Morgen schon so zu liegen!“

„Du glaubst mir nicht?“

„Nein, Du redest mir das nur vor! Du hast mich geküßt, weil ich arm und häßlich war; häßlich bin ich noch immer, und wenn ich weniger arm bin, so denke ich es Deiner Großmuth.“

„Ich liebe Dich aber hübsch!“

„Wirklich? Du schmeichelst!“

„Du bist unglücklich todt!“ rief der schöne Russe zornig. „Du hast kein Herz!“

„Glücklicherweise!“ versetzte sie, über seinen Zorn besüßigt, „was sollte ich wohl anfassen? Hast Du mir nicht verboten, eins zu haben? Dente Dir einmal, wie unglücklich ich geworden wäre, wenn ich Dich geliebt hätte!“

„Nein, dann würde ich Deine Liebe erwidert haben.“

„Bist Du dessen sicher? Soll ich, ein junges Mädchen, welches nichts vom Leben weiß, Dich erst Dein Herz erkennen lehren? Du liebst die Fürstin Rabita und liebst nur sie, und wenn ich eifersüchtig und betrübt gewesen wäre, so hätte ich Dich schon gelangweilt.“

„Du wirst mich also niemals lieben?“

„Ich habe nicht einmal dazu das Recht; es wäre gegen unseren Vertrag!“ Sie hatte sich, ihren Sonnenschirm in den Rücken haltend, erhoben; ein rother Schein fiel von demselben auf ihr Gesicht und das Spitzgenick, welches ihre leicht klopfende Brust verhüllte. Durch die geklopften Wimpern sah sie, wie ihr Herr Gemahl mit zusammengezogenen Augenbrauen und aufeinandergepreßten Lippen mißsam seinen Zorn zu unterdrücken suchte.

„Wißt Du mir nicht wenigstens einen Kestentraub geben?“ sagte er endlich mit vor Erregung bebender Stimme.

„Er heißt so gut zu meinem Kleid!“

„Dann nur diese aus Deinem Haar!“

„Nimm sie, wenn Du willst!“ antwortete sie, ihren Kopf neigend. Ganz dicht bei dem kleinen Ohr in den goldenen Haaren war die Nelke befestigt. Michael abstrich sich ihr, sie mit den Lippen anblühend, und drückte den ersten Kuß auf den Hals seiner Frau.

„Ah, da haben wir die Verliebten!“

ertönte in diesem Moment die Stimme des Fürsten von Schomberg hinter ihnen; „man hat schon seit lange das Frühstück geläutet, und nichts haben Sie gekost!“

Als Rabita die kleine Gräfin mit dunkelrothen Wangen und Michael mit der Nelke im Knopfloch sah, erhielt sie sogleich einen geheimnißvollen Akkord zwischen den Beiden.

„Der Duft dieser Blume ist mir zu stark“, sagte sie zu Michael, der ihr bei der Tafel zur Seite saß, „ich bitte Sie, sie fortzuwerfen.“

Ein Diener nahm sich auf ihren Wink mit einem kleinen Tablett, auf welches Michael hastig die verurtheilte Nelke warf.

O, das Dahinschwinden der Liebe, das erst mit einem unerklärlichen Verdruß auf einander beginnt, dessen man sich Anfangs schämt, und den man vergeblich zu bekämpfen sucht! Dann dieses unfreiwillige, ungewollte Schweigen, wo früher der köstlich unünnen Worte so viele kamen! Man fragt sich, man ergeht sich in banalen Reflexionen, warum man sich nicht mehr liebt, was man sich gethan hat. Man hat sich nichts gethan. Aber die Leidenschaft, die man für einander hatte, hat gelebt, wie eine Blume lebt und stirbt. Der Versuch, sie widerzubeleben, wäre vergeblich. Es giebt wohl eine Auferstehung der Seelen, aber keine der Gefühle. Wie Michael die Bitte, kein dessen empfand! Der Vergleich zwischen dem Gint und der Gegenwart war zu traurig. Sein Fall erschien ihm besonders arsam, er fürchtete, die Fürstin nicht mehr zu lieben, und wollte dennoch Sylvanette verabschieden. Die Unbanare hatte ihn zu schlecht behandelt und ihm ein zu kaltes Herz gezeigt.

Er sah, diesen Gedanken nachhängend, auf einem niedrigen Tabouret neben der Chaiselonne, auf welcher Rabita ihre Cigarette rauchend lag.

Der Fürst hatte sich gleich nach dem Frühstück einer dienlichen Angelegenheit wegen verabschiedet, und Sylvanette war wie immer stillschweigend verschwunden. Sie befanden sich allein in dem kleinen Salon, der so voller Blumen und Sonnenchein war. Ein Paradies, wo er unvergessliche Stunden voll berauschenden Glückes verbracht hatte.

„Michael!“ sagte Rabita mit ihrer klugvollen Stimme. „Als meine Schwiegermutter von Petersburg gekommen und unsere Beziehungen erriet, da habe ich zum ersten Male Furcht gehabt. Es war Thorheit; man soll sich vor Niemand fürchten. Ich besaure jetzt die Heirath, die Du geschlossen.“

„Worin hat Dir Sylvanette mißfallen?“

„In nichts, und doch sollst Du sie nach Frankreich zurückschicken. Es sind gerade Ferien; sie kann ihren Bruder besuchen.“

„Und was mache ich denn mit ihr in Frankreich, wenn die Ferien zu Ende sind?“

„Du läßt sie dort!“

„Für immer?“

„Höchst wahrscheinlich!“

„Meine theure Rabita! Ich muß Dir gestehen, daß ich diese Ehe nicht gewollt habe. Du warst es, die sie gefordert. Mehr als Du habe ich die Konsequenzen derselben ersehen. Heute ist sie Dir unangenehm, aber was nun thun? Meine Frau nach Frankreich zurückschicken, ist widersinnig. Ich verleihere Dir übrigens, daß ich mein Wort gehalten, und Du keine Ursache hast, eifersüchtig zu sein.“

„Eifersüchtig, ich!“ rief sie empört, sich sitz aufstehend. „Ich bin nicht eifersüchtig und werde es niemals sein. Nur ist es mir unangenehm, daß sich mein Gemahl so viel mit Deiner Frau beschäftigt, und Du es nicht einmal merkst.“

Diese Worte ließen Michaels Herz vor Eifersucht aufwallen und erwiderte alles, was es an Arger und Groll gegen Sylvanette darin gab. „Wann soll sie abreisen?“ fragte er kurz.

„Morgen, Michael!“

„Erlaubst Du mir, sie zu begleiten?“ Sie allein zurückschicken, würde der Fürst sich selber finden.“

„Selbstverständlich“, versetzte Rabita, brach den Gehorsam ihres Sklavens, aber nur unter der Bedingung, daß Du sofort zurückkehrst.“

Der Zufall wollte es, daß sich am Abend desselben Tages Sylvanette und der Fürst Schomberg in dem Salon, wo Michael und Rabita das Schicksal der kleinen Gräfin entschieden, allein befanden. Sylvanette hatte, als sie von ihrem einsamen Spaziergange zurückkehrte, von ihrem Gatten in sehr kühler Zone der Befehl erhalten, alles zur Abreise nach Frankreich vorzubereiten. Sie erhielt sofort, daß die geistliche Laune der Fürstin diesen plötzlichen Entschluß diktiert, und erlag dem peinlichen Gefühl, welches sie bei dem Gedanken empfand, daß sie ja nicht Herr ihrer Person und ihres Willens und von der Willkür Anderer abhängig sei.

Der Fürst war, als er die Traurigkeit der jungen Frau bemerkte, sehr beunruhigt. Dieser brave Schomberg war nichts weniger als ein Don Juan; er mit seiner geraden, etwas furchtsamen und sentimentalischen Natur hatte nur eine innige Verehrung für das weibliche Wesen und diese Sylvanette besonders, deren tapferen Vater er gekannt, und deren Schicksal ihm das Herz schwer gemacht hatte.

„Was haben Sie diesen Abend, meine Gräfin?“ Sie schienen ja so traurig zu sein“, sagte er, sich ihr nähernd.

„Sie zögerte einen Moment, dann — wie das häufig kommt, wenn das Herz vorummer überfluthet — konnte sie sich nicht mehr beherrschen und brach in Thränen aus.“

„Mein Gatte will mich nach Frankreich zurückführen!“ schluchzte sie.

Er setzte sich ihr zu Füßen und versuchte, sie zu beruhigen.

„Seien Sie nicht so verzweifelt, meine liebe, kleine Gräfin! Wenn diese Reise Sie so betrübt, werde ich Ihren Gemahl daran verbinden. Ich bin sein Chef, ein Befehl von mir zwingt ihn, zu bleiben.“

„O danke, danke; wie gut Sie doch sind!“ erwiderte sie unter Thränen lächelnd.

„Sie werden nun nicht mehr weinen!“ Der Fürst hatte noch immer, auf den Knien vor ihr liegend, ihr liebliches Köpfchen an seine Schulter gelehnt und trocknete, ohne an das Eigenthümliche der Situation zu denken, ihre Augen.

Da öffnete sich die Thür und Rabita erschien auf der Schwelle. Der Fürst hatte noch nicht Zeit gefunden, sich zu erheben, als sie mit einer scharfen Bewegung den Arm Sylvanettes ergriff und sie emporkiff.

„Sind Sie von Sinnen?“ rief sie. „Ihr Gatte folgt mir auf dem Fuße!“

„Ich verleihere Dir, Rabita, daß es sich um das Unschuldigste von der Welt handelt, was Du gesehen!“ betheuerte der Fürst ein wenig verwirrt.

„Sehr ungeschuldig in der That!“ rief sie mit wüthendem Lachen. „Sie können mein Haus verlassen; ich halte Sie nicht länger!“

„Frau von Semenov“, sagte der Fürst, „wird unter diesen Umständen nicht abreisen; ich gestatte nicht, daß sie unter meinem Dach beleidigt wird, selbst nicht von Dir!“

Der Schritt Michaels ertönte in der Gallerie. Rabita eilte zu ihm und flüsterte ihm schnell einige Worte zu. Darauf trat Michael mit bleichem Gesicht und flammenden Augen ein.

„Mein General!“ sprach er. „Ich sehe mich genöthigt, Sie um meine Dienstentlassung zu ersuchen!“

„Michael!“ erwiderte der Fürst,

„Sie sind im Unrecht; Sie glauben sich beleidigt; einige Worte werden alles erklären!“

„Sie werden sie meinen Sekundanten geben, Herr General!“

Er grüßte mit eisiger Miene und forderte Sylvanette auf, ihm zu folgen. Als sie allein in dem Arbeitszimmer des Grafen waren, sagte er mit bebender Stimme: „Du hast Dich nun getraut; es war ein erlicher Kriegsbau und Dein gutes Recht. Doch wirst Du mich nun entschuldigen, daß ich Dich nach Frankreich begleite; ich denke, der Fürst wird sich . . .“

„Michael!“ unterbrach sie ihn. „Du hast mich genug erlösen lassen, Du brauchst mich nicht noch zu beleidigen. Ich bin ungeschuldig, Du wirst es wohl. Wie Recht hatte ich diesen Morgen! Du liebst derartig blind die Fürstin, daß Du nicht siehst, wie sie mich häßt!“

„Hat sie vielleicht ihren Gemahl Dir zu Füßen gesetzt?“

„Es ist unnöthig, mich weiter zu beschimpfen. Du willst, daß ich abreise, und ich werde reisen. Ich kehre in das Kloster zurück, wo ich immer hätte bleiben sollen. Ich habe einen unwürdigen Handel abgeschlossen und bin dafür bestraft worden, wie ich es verdient habe. Lebe wohl, Du wirst nichts mehr von mir hören! In einem Jahr habe ich den Schleier genommen, denn bist Du frei. Nur erinnere Dich, daß ich nie ein Unrecht begangen habe, und verzeihe, glücklich zu sein!“

Sylvanette zitterte an ganzen Körper, als sie unter Schluchzen diese Worte hervorbrachte. Ihre zärtliche und empfindsame Natur kam endlich zum Durchbruch, und sie überließ sich mit einer wahren Leidenschaft ihrem ersten Schmerz. Michael betrachtete sie angstvoll.

War das dieselbe Frau, die er noch vor Kurzem als leiteres, lustiges Kind gekannt, und die ihn am Morgen noch so tollt, spöttisch und fast kochhaft belächelt hatte? War das Komödie, die sie spielte? Er, der noch ein wenig rauh war, verstand die arme Seele dieser Französin nicht, aber das verstand er, daß sie für immer aus seinem Leben verschwinden sollte, daß einige Minuten später zwischen ihnen alles zu Ende sein würde. Schon öffnete sie die Thür.

„Sylvanette!“ rief er. „Ich bitte Dich um Verzeihung; unter anderen Verhältnissen wäre ich glücklich gewesen. Ja, der glücklichste der Menschen in dem Bewußtsein, Dein Gatte zu sein. Aber so ist es unmöglich, Du geliebte hast es nicht gewollt. Es ist nutzlos, darüber zu sprechen. Nichts desto weniger bleibe Du die Gräfin Semenov und wirst Deinem Range gemäß leben. Ich werde aus der Ferne über Dich wachen. Lebe wohl, Sylvanette, und vergiß mich nicht zu schnell!“

„Lebe wohl!“ hauchte sie kaum hörbar. Im Begriffe, die Schwelle zu überschreiten, fiel sie leblos zu Boden. Bestürzt sprang er zu, sie aufzufassen. Er nahm sie leicht wie ein Kind in seine Arme und trug sie auf einen Divan. Sie war starr und ohne Athem. Er versuchte vergeblich, sie wieder zu beleben, benetzte ihre Schläfe mit kaltem Wasser, gab ihr Essenzen zu riechen — nichts half. Auf's Höchste erschrocken, drehte er sie an sich und bedeckte ihr Gesicht, ihren Hals und ihre Kleider mit heißen Küssen.

„O, wie lieb ich Dich, Sylvanette!“ rief er. „Lebe, liebe mich und verzeihe mir, ich bete Dich an!“ Unter seinen brennenden Küssen erlebte sich das Gesicht der jungen Frau, und sie öffnete die Augen.

„Lach mich, Michael!“ flüsterte sie, tief eröthend, als sie sich in seinen Armen sah. „Ich bitte Dich, lach mich!“

„Nein, niemals! Bist Du nicht meine Frau, meine geliebte Frau? Und wenn Du einwilligst, meine Heirath, so reisen wir Beide morgen in Dein schönes Land und bleiben dort für immer.“

Ganz berauscht von ihrem Glück, konnte sie vor Freude kaum sprechen, sie warf ihre Arme um seinen Hals.

„Lach mich, Michael, ich liebe Dich, aber nur für mich allein! Sei mein allein!“

jets ein selbstgefundenes und eigenhändig festgenageltes Russisch beinbrachte. Künstler, die in irgend einer Rolle ganz besondere Erfolge gehabt haben, werden niemals die Stille, die sie dabei getragen, veräußern; ja, sie vermeiden es sogar, eine Wendung an den betreffenden Gauderobenshüden vornehmen zu lassen. Wie groß aber gar die Furcht vor der schönen, inhebringenden Frauen-Perce ist, beweist ein Vorfall, was sich unlängst in Wien zutrug. Eine reizende junge Schauspielerin am Burgtheater, die sich ihren Verehrern gegenüber überglücklich, nicht im geringsten abergläubisch zu sein, erhielt kurz vor der Premiere eines Stückes einen prächtigen Pfauenfederschmuck geschenkt und sie beschloß, ihm am Abend zu benutzen. Die Künstlerin wurde von ihren Kollegen durch ihr inbändig gebeten, den ornösen Feder zu Hause zu lassen, doch folgte sie den weisen Rathschlägen und Witten nicht — das Stück machte Fiasco. Natürlich waren nur die Pfauenfedern daran schuld, das sah dann selbst die junge Dame ein, die ein andern Morgen, nachdem sie die verhängnißvolle Kritik gelesen, den besagten Feder verbrannte, damit er nicht noch weiteres Unheil ordnen konnte. Zu den vielen anderen, sehr ernst genommenen abergläubischen Ideen, von denen sich sogar die Bühnenkünstler in aufgeklärten England stark beeinflussen lassen, gehört auch die Annahme, daß ein Stück unbedingt durchfallen müsse, wenn bei den Proben schon die Schlussworte gesprochen würden. Die mitwirkende Person, von deren Lippen der letzte Satz kommen muß, läßt sich daher wohlweislich, das Unheil heraufzubeschwören. Gewöhnlich werden die letzten zehn bis zwölf Worte von dem Autor gar nicht niedergeschrieben, sondern erst am Premierenabend auf einem schmalen, mit Gelbfleis versehenen Bändchen dem betreffenden Künstler überreicht. Damit man aber bei den Proben weiß, wann das Stück zu Ende ist, fordert der mit den Schlussworten betraute Mithras einen der Mitspielenden auf, vor ihm niederzuknien und seinen „Segen in Gestalt eines Dreifingerringes“ in Empfang zu nehmen. Im Lande Albion herrscht auch der absonderliche Aberglaube, daß die bedauerlichen Mimen, zu deren Pflichten es gehört, im Geisterchor von „Macbeth“ mitzusingen, an jedem Tage, für dessen Abend dieses Trauerspiel angelegt ist, vom Unglück verfolgt werden.

Unglückliche Liebe.

Einem Mitarbeiter des „Neuen Wiener Journals“ erzählt Marie Geistinger: „Ich verkehrte mit Offenbach, so oft er nach Wien kam. Er war überrascht von meiner Darstellung der Helena. Sie wich ganz von der Auffassung der Pariser Darstellerin ab. Offenbach wurde nicht fast mit Complimenten zu machen, bis wir einmal einen Verbrüß hatten. Dann war die Freundschaft vorbei. Offenbach kam nämlich einmal nach Wien, um zwei Entwürfe seiner Operetten ausgleich anzunehmen. Die eine fand bei uns, im Theater an der Wien, statt, die andere am Carl - Theater. Drüben wurden Offenbach's „Schneeballen“ vorbereitet, mit der schönen Wila Röber in der Hauptrolle. Man wußte, daß er Wila Röber abgöttisch liebte und bloß ihr wegen nach Wien gekommen war. So brachte er denn den ganzen Tag im Carl - Theater zu. Unseren Proben wohnte er nur der Form wegen flüchtig bei, war immer unruhig, sah wiederholt nach der Uhr und suchte offenbar einen Vorwand, um nicht zu unseren Proben kommen zu müssen, sondern immer drüben bleiben zu können. Einmal war er ganz besonders unzufrieden, nöthigte an der Darstellung, am Orchester und fuhr Reden an, der ihm etwas entzogen wollte. Da sagte ich ihm: „Lieber Meister, wenn Sie vielleicht mit Fräulein Röber eine Scene hatten, und deshalb ärgerlich sind, oder es von Eifersucht nicht her aushalten können, legen Sie sich keinen Zwang auf, gehen Sie ins Carl - Theater und bleiben Sie dort. Meine Kollegen und die Herren vom Orchester sind nicht verpflichtet, Mißgünstiger Ihrer schlechten Laune zu sein. Wir wissen die Anzeigung zu schätzen, wenn Sie bei uns sind, aber wir lassen uns nicht insultieren.“ — „Sie wünschen also, daß ich den Proben fernbleibe?“ lachte er. — „Sie wollen es, und ich will es.“ Sie der Höflichkeitspflicht.“ Offenbach nahm seinen Hut, kürrte hinaus und kam erst wieder, nachdem er im Carl - Theater sammt seiner schönen Wila einen ihm ungewohnten Durchfall erlebt, während wir ihm wieder einen schönen Erfolg brachten.“

Bei der Volksjählung.

Zähler: „Mein Herr, Sie haben die Rubrik „Haushaltungsvorstand“ nicht ausgefüllt.“

Ghemann (mit einem Blick auf seine Frau): „Wissen Sie, ich getraut mir net.“

Verführer.

Er: „Erinnerst Du Dich noch, wie mich Deine Mutter im Musikzimmer überraschte, als ich Dir den ersten Kuß gab?“

Sie: „Ja, die arme Frau hatte zwei Stunden auf den Moment warten müssen.“